

# Das Unterhaltungs-Blatt

## Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 213.

Donnerstag, 12. September.

1929.

(3. Fortsetzung.)

### Der neue Inspektor.

Roman von Robert Misch.

(Nachdruck verboten.)

„Ich bin nur die Nichte“, sagte Lisbeth sichernd.

„Vom wem?“

„Vom Hause hier — von Böhmanns!“

„Au verflucht! Gott Strambach, da bin ich aber eilig 'reingeschliddert! — Na, Sie werden doch diskret sein und Onkel und Tante nichts sagen . . .“

Lisbeth nickte lächelnd:

„Ich habe es ja zuerst langweilig gefunden. Also Diskretion gegenseitig!“

„Ich war doch schon einige Male hier, aber von einer Nichte habe ich nichts vernommen.“

„Ich bin auch nur zu Besuch in Berlin.“

„Und welcher Ort hat das Vergnügen, Sie zu seinen Mitbürgern . . .“

„Gar kein Ort — ich stamme vom Lande: Rittergut Tressin bei Klützow in Pommern. Es gehört meinem Vater.“

„Vom Lande? — Sie wissen gar nicht, wie mich das interessiert. Von Ihrem Papa habe ich schon reden hören, oder vielmehr von seinen Zuchtversuchen. Er schreibt ja auch zuweilen für Fachblätter. Ich bin nämlich auch Landwirt.“

„Sie? Sie sehen aber gar nicht so aus.“

Es kam so drollig - erstaunt heraus, daß er lächeln mußte.

„Warum denn? Gehen bei Ihnen in Pommern die Herren etwa in Gläuschröden zum Souper?“

„Das gerade nicht, aber Sie machen einen so großstädtischen Eindruck. — Ja, nun lachen Sie mich nicht aus!“

„Ja, wissen Sie, ich stamme nämlich aus einer Großstadt, aus Königsberg — und aus einer Stadtfamilie; und ich habe in Berlin an der landwirtschaftlichen Hochschule studiert. Und wir jüngeren Landwirte haben uns ja das ländliche Aufzere schon ein bisschen abgewöhnt.“

„Und was machen Sie hier in Berlin?“

Lisbeth war selbst erstaunt darüber, wie unbefangen sie mit dem „netten“ Menschen plauderte; aber merkwürdig, ihm gegenüber fühlte sie gar keine Verlegenheit; als wäre er ein alter Bekannter, während da drinnen . . .

„Offen gesagt: ich bummle. Offiziell höre ich noch ein paar Vorlesungen, zum Beispiel auch bei Ihrem Onkel über Bodenchemie. Wir kennen uns schon von meiner Studienzeit her.“

„Dann waren Sie eigentlich noch gar nicht praktischer Landwirt?“

„O ja, sehr — in Ostpreußen auf Gutschinen. Ich sehe nämlich jünger aus als ich wirklich bin. Macht das solide Leben! — Aber wir sprechen immer nur von mir. Wie gefällt Ihnen denn das nette Städtchen hier?“

„Oh . . .!“

„Aha, versteh — ganz weg, überwältigt!“

„Nun ja, wenn man noch nie aus seinem Dorf herausgekommen ist! Manchmal ist mir, als ob ich bisher nur geträumt hätte und jetzt erst lebe.“

„Ja, anfangs, aber das stumpft sich alles ab. Auf dem Lande lebt sich's doch am schönsten. Landwirt sein, natürlich ein selbständiger, das ist für mich der schönste Beruf. Freilich im Winter, wenn daheim Erde und

Natur schlummern, frische ich mich gern ein bisschen hier auf; dann holt man sich wieder Anregung auf ein ganzes Jahr.“

„Haben Sie denn ein eigenes Gut?“

„Rein, aber ich will mir eins kaufen.“

Sie plauderten noch ein Weilchen; aber dann fielen dem späten Gäste plötzlich seine Sünden ein. Er hätte eine Abhaltung gehabt, hätte noch im letzten Moment absagen wollen, sei aber schließlich doch noch gekommen. „Und wahrhaftig, es tut mir nicht leid“, folgte er ganz hinzu. Und schob sich dann mit höflicher Verbeugung und einem leichten Seufzer ins Wohnzimmer hinein, aus dem das Stimmengewirr jetzt verstärkt ertönte.

Lisbeth wartete noch einige Minuten, ehe sie in die Gesellschaft zurückkehrte, so harmlos, als hätte sie keine Ahnung von dem neuen Gäste. Ubrigens fand sie die Situation im Damensalon einigermaßen verändert. Der junge Landwirt stand inmitten einer Gruppe von Damen, die sich riesig zu amüsieren schienen. Auch waren jetzt einige Herren der Zigarre untreu geworden; und so sah es denn nicht mehr gar so feierlich-stell aus wie vorher.

Sie bemerkte erröten, daß die lustigen brauen Augen des jungen Mannes die ihren suchten. Er ließ sich ihr feierlich vorstellen, als kenne er sie noch nicht. Sie hatten also jetzt ein Geheimnis miteinander. Auch bemerkte sie wohl, daß er immer wieder, ohne gerade aufzufallen, ihre Nähe und Unterhaltung suchte.

Der Abend erschien ihr plötzlich in ganz anderem Lichte. Sie fand es reizend, hatte sich noch nie so gut unterhalten.

Ihre Augen glänzten; und es war ihr, als ob sie und er der Mittelpunkt der Gesellschaft wären. Er hatte ein so liebenswürdiges Lächeln und so gute, etwas schelmische Augen.

Sie erschrak förmlich, als die ersten Gäste sich verabschiedeten und die anderen ihnen bald folgten. Herr Platen war einer der letzten. Er wechselte noch ein paar Worte mit dem Professor und seiner Frau und wußte es geschickt so zu drehen, daß ihn die Hausfrau aufforderte, morgen vormittag mit ihr und ihrer Nichte das Museum zu besuchen.

Es würde ihm ein großes Vergnügen sein, aber natürlich nur, wenn es dem gnädigen Fräulein nicht unangenehm wäre. Dabei schaute er ihr mutwillig fragend in die Augen, und sie schüttelte unter heissem Erröten den Kopf.

Als er fort war, rieb sich die Frau Professor freudig ihre weißen, ringgeschmückten Hände. So bestreidigt von einer ihrer Gesellschaften hatte sie sich lange nicht gefühlt. Ihr gutmütiges, rundes Gesicht strahlte in hellem Triumph. Der Abend war reizend gewesen, und Lisbeth hatte sich offenbar köstlich amüsiert.

Doktor Menk und der Oberlehrer mit der Gläze hatten zwar beide versagt; und sie nahm sich vor, sich nicht weiter um diese hartgesottenen Junggesellen zu kümmern, die der Zigarre und den Karten faltblätzig die Gesellschaft einer so reizenden jungen Dame opferten. Aber dafür der andere, an den sie gar nicht gedacht hatte, auf den sie anfangs so wütend gewesen, weil er ohne Absage bei Tische fehlte, und dadurch die Platzordnung umgestoßen hatte.

Diesmal hatte ihr lieber Mann den Vogel abge-  
schossen, denn die Einladung dieses netten, jungen  
Menschen, der erst seit kurzem wieder in Berlin war,  
ging von dem Professor aus. Lieschen war durch Herrn  
Platen ordentlich aufgetaut und hatte entschieden Ein-  
druck auf ihn gemacht.

Denn ihr, der Frau Professor, zuliebe, oder aus  
wissenschaftlicher Begeisterung, ging er doch nicht mit  
ihnen ins Museum. Dafür kannte sie die Männer zu  
gut. Und ihre erregte Phantasie schmiedete bereits  
Pläne und zwei goldene Ringelein. Sie beschloß, sich  
näher nach seinen Verhältnissen zu erkundigen.

Nach herzlichem "Gute Nacht" an Onkel und Tante  
ließ Lisbeth schnell in ihr Zimmer und schob den Riegel  
vor. Sie mußte durchaus jetzt allein sein, um alles un-  
gestört noch einmal zu überdenken.

Mit strahlendem Lächeln undträumerischen Augen  
lief sie in der Ecke ihres Sofas und rief sich Wort für  
Wort, was er und sie gesprochen, ins Gedächtnis zurück  
— vom ersten Moment der lustigen Begegnung im Vor-  
zimmer bis zu seinem langen Abschiedsblick.

Sie sah sein heiteres, lebensfreudiges Gesicht ganz  
deutlich vor sich. Und wie galant er gewesen war!  
Man konnte fast sagen — sie errötete heiß —, er hatte  
ihr ordentlich den Hof gemacht.

Überhaupt, wirklich mal ein netter Mensch! Ganz  
anders wie alle anderen jungen Herren, die sie kannte.  
Sie machte sich ein Vergnügen daraus, sie einzeln mit  
"ihm" zu vergleichen. Da war der Referendar R. in  
Klützow; der hatte auch in Berlin studiert und spielte  
sich nun auf den blasierten Lebemann hinaus, der  
"weltmüde" ist. Oder der junge Baron v. W. auf L.,  
der mit seinen Schmitten und Duellen prahlte und in  
den höchsten Schnarrionen die größten Banalitäten wie  
Offenbarungen zum Besten gab. Da war der junge  
Doktor C., der in Skat und Bier ausging und die Wei-  
ter für öde erklärte, trotzdem sich die Mütter und Töch-  
ter in Klützow um ihn rissen.

Dann so viele andere, die einfach Fachsimpel und  
Bauernstosse waren, richtige "Stoppelhopser", wie Fritz  
sie nannte, die nichts als ihre Wirtschaft kannten und  
nach einer guten Partie angelten. Sie hatten ihr von  
dem Augenblick an nicht mehr den Hof gemacht, als sie  
erfuhren, der Ökonomierat gäbe weder Mitgift noch  
Aussteuer her.

Er dagegen! Er war auch Landwirt, was ihr be-  
nahe unwahrscheinlich vorkam. Aber was wußte er nicht  
alles, was hatte er nicht alles gesehen! Und er prahlte  
gar nicht damit, war sein, bescheiden, liebenswürdig.

Sie kleidete sich langsam aus und preßte die Hand  
erröternd aufs Herz, wenn sie daran dachte, daß er sie  
und die Tante morgen nach dem Museum führen wollte.  
Das war doch eigentlich sehr deutlich; und sie hätte kein  
junges Weib sein müssen, wenn sich nicht ein heißes  
Glücksgefühl in ihr geregt hätte. Wirklich, Berlin kam  
ihr jetzt noch einmal so schön vor.

Was für dumme Gedanken! Sie war das einzige  
junge Mädchen in der Gesellschaft gewesen. Natürlich  
hielt er sich an sie und machte ihr ein wenig den Hof,  
wie er ihn morgen einer anderen, einer dritten und  
vierten machen wird. Und da er nichts weiter zu tun  
hatte — das Studieren schien ihn nicht allzusehr in An-  
spruch zu nehmen —, so vertrieb er sich die Zeit damit,  
die Damen ins Museum zu begleiten, nichts weiter!

Er wollte den ganzen Winter und noch länger in  
Berlin bleiben. In drei Wochen, wenn es hoch kam, in  
vier, mußte sie wieder heim. Sie wurde ganz ernst bei  
dem Gedanken, wenn sie sich auf das Wiedersehen mit  
Fritz freute.

Da gab's dann wieder Arbeit und Schelte und die  
Milchammer; zuweilen wohl auch Langeweile und  
Sehnsucht in die Ferne. Und das wieder jahraus, jahrein — immer dasselbe, bis sie alt und grau war.

"Ja—a!" Sie leiszte mehrere Male tief auf. Aber  
noch waren es keine drei Wochen.

Und nun lächelte sie wieder.

\*  
Aber was sollte daraus werden? — Bah, hatte er  
nicht schon oft gespärt? Man geißelte sich, ohne daß ein  
bitterer Nachgeschmack zurückblieb — nur eine ange-  
nehme Erinnerung. Darüber wollte er sich jetzt noch

nicht den Kopf zerbrechen. Und ihr selbst, die bis jetzt  
so wenig vom Leben gehabt, schien der kleine Flirt ja  
Spaß zu machen.

Immerhin war es ein gefährliches Spiel, und  
manchmal mußte er geradezu gegen sich ankämpfen, um  
sie nicht an sich zu ziehen und die weichen, festgeschlosse-  
nen Lippen zu küssen.

Sie hatte etwas so Frisches, Natürliches, Unver-  
brauchtes, ohne jede gemachte Naivität, ohne Geistreich-  
tuerie und Kotetterie. Sie war klug und hatte manches  
gelesen, noch mehr gedacht; aber sie prunkte nicht auf-  
dringlich damit und würde dem oberflächlichen Beob-  
achter eher „simpel“ erscheinen sein.

Alles an ihr war echt, keine falsche Plattierung, keine  
Übertreibung. Sogar ihre Heiterkeit war abgedämpft;  
und so herzlich sie lachen konnte, die grauen Augen  
blickten doch meist ernst, fast wehmüdig in die Welt.

Zuweilen dünkte es ihm begehrenswert, ein hell-  
strahlendes, frohes Licht in diesen Augen zu entzünden.  
Aber er liebte seine schwer bewahrte Freiheit, und hatte  
sich schon einmal selbst betrogen und betrügen lassen.

Wie glühend hatte er damals geliebt; und doch war  
es wie ein Windhauch davongeslogen! Aber freilich nicht  
ohne Schmerzen, nicht ohne Unruhe und Wirrnisse hatte  
er die Fesseln abstreifen können, die man ihm angelegt.  
Damals hatte er sich geschworen, dem ersten Gefühl zu  
misstrauen, lange zu prüfen und zu wägen, wenn es sich  
da drinnen wieder einmal regte.

Und doch war er eines Tages, kurz vor Lisbeths Ab-  
reise, nahe daran, diese weise Vorsicht zu vergessen und  
eine, wie er es nachträglich nannte, „riesige“ Dummheit  
zu machen.

Er kam abends in der Dämmerstunde zu Böhmans,  
um ein versprochenes Buch abzugeben und bei einer  
Tasse Tee ein Stündchen zu plaudern. Lisbeth war  
allein; sie saß im Lehnsessel am Fenster und träumte  
vor sich hin. Die Tante sei zu einem Kaffeeklatsch ge-  
gangen; und da sie sich bei so etwas immer langweilte,  
sei sie zu Hause geblieben.

Sie reichte ihm mit freundlichem Lächeln die Hand,  
knipste das Licht an und setzte sich dann scheu und ver-  
legen in die Ecke des Sofas.

Sie war noch nie allein mit ihm gewesen und hatte  
ihn ursprünglich abweisen wollen. Überall, selbst auf  
der Eisbahn, waren doch immer Menschen um sie ge-  
wesen und die Tante als Beschützerin in der Nähe.

Platen war natürlich entzückt, das liebe Mädchen  
endlich einmal allein zu finden. Da saß er ihr nun  
gegenüber und plauderte. Nicht scherhaft wie sonst,  
mit lustigen Rekurenzen und Anspielungen, sondern leise  
und ernsthaft, wie es die traurliche Stimmung mit sich  
brachte.

Er erzählte ihr von sich, von seiner Heimat, seiner  
Jugend, seiner Studienzeit, von seinen Reisen, seinen  
Plänen und Aussichten, gerade als ob sie ein Recht da-  
rauf hätte, alles zu wissen. Sie hörte ihm gespannt zu.  
Und dann fragte er sie aus.

Ob sie ungern von Berlin fortginge?

Sie nickte mit einem ernsten, leeren Blick, als ob sie  
ihr ödes, unlustiges Heim vor sich erblickte.

(Fortsetzung folgt.)

## Meine „Weltumsegelung“.

(Die Geschichte einer verunglückten Künstlerfahrt.)

Von Viktor Klages.

III.

Sturmfahrt nach Stockholm. — Eingeschoren.

Der Beschluß, nach Stockholm zu fahren, war leider nicht  
von heute auf morgen durchzuführen. Mit dieser Brach-  
motorenanlage, diesem Meisterstück des Jahrhunderts, wollte  
sich selbst ein Draufgänger wie St. nicht in die offene Ostsee  
wagen. Einmal hier und dort, gewissermaßen zum Greifen,  
Sicherheitsstützpunkte für zaghende Maler,bebende Schrift-  
steller und mißtrauische Ingenieure: das gab es diesmal  
nicht. Also mußte etwas, wenigstens etwas getan werden,  
um die Sicherheit an Bord zu schaffen. Grundübel war die  
vollkommen verfusche Motorenfüppelung. Kurzes Be-  
kennen half zur Tat. Weg mit der Welle zwischen beiden  
Motoren! Nur ein Motor sollte laufen. Der andere, nun-

mehr Ballast, wurde an Land gesetzt. Die Manipulationen der blauhüttelten Arbeiter, die notwendig waren — Hebeäume, Geschmier, Fluchen, Frühstüden, Frühstüden — erforderten natürlich Zeit. Der September neigte sich seinem Ende zu, als wir seetral waren. St. und ich packten einen großen Korb, fuhren nach Kiel, kauften Brot und Kohl. Die Leckerbissen, als Zutat, wurden auf dem Wege der Suggestion äußerst praktisch serviert. Während nämlich der Kohl dampfte und die liebe Martha, St.s Frau, diese Brotscheiben schnitt, las einer aus dem Kochbuch vor: Hummermanonnaise . . . man nehme . . . und so weiter. Wozu das Barmen? Hummermanonnaise . . . Humor! Humor! In hoc signo vinces.

Ab dafür! Das Schiffchen schaukelte. Es schaukelte gewaltig. Denn die See rauszte, und salt her blies es aus dem berühmten Wetterloch. Obendrein Nacht. Kaum eine halbe Stunde hinter Laboe schwemmte Finsternis über die Wasser, machte unsicher, verstärkte den Pfiff des Windes, und sie alle, die Sindbads einer entrückten Zukunft, hingen wie Klammeraffen an der Reeling oder hatten sich, düsteren Angesichts, auf den Postern der Messe zusammengerollt. Ich stand am Ruder. Der Kapitän, neben mir, schüttelte den Kopf. „So geht dat nich!“ Was tun? Abwarten, ob morgen besseres Wetter ist. Zurück in die Höhrde. Ankern.

„Noch nicht das Ruder umlegen“, warnte der Kapitän. „Ich will erst Bescheid sagen, daß wir wenden.“ Die See rollte von vorn. Wollten wir zurück, mußte das Schiff für einen Augenblick die Breittheit den anstürzenden Wogen auflehren. Dieses Manöver hat ein satanisches „Schlingern“ zur Folge. Der Seemann weiß, was es heißt: in solchem Wetter wenden. Nämlich aufwassen, damit bewegliche Dinge beim tollernenden Tanz des Schiffes nicht ins Rutschen kommen. Hier war das Verständnis für ein Kommando dieser Art noch nicht vorhanden. Ich ahnte Schreckliches, brüllte hinter dem Alten her: „Sagen Sie es deutlich!“ Aber der Wind verschlachte meinen Schrei, und der Kapitän grunzte nur das eine Wort in die Kühle: „Wenden!“

Herum das Ruder! Hei, wie der Appellahn sich auf die Seite schmiß! Und dann auf die andere Seite . . . und wieder rüber . . . und hinüber . . . und im Schiff polterte und krachte es, die gute Martha schrie gellend um Hilfe, und aus der Messe lugten Menschenbündel in Todesangst . . . „Himmel, wir ersauken!“ Der Mond hechte, sprunghaft, aus Wollendallen in Wollendallen und lachte sich einen Ast. Zwei Dukend Teller, ein Marmeladentopf, der Essigbuddel, eine Schüssel mit Gulasch für acht Personen: alles war zum Teufel. Als ich hesseln kam, klautete St. die Fleischstücke aus dem Tschuhwabohu und fauchte wie eine Wildkatze, weil mein Gesicht dem des Mondes gleich . . .

Am nächsten Morgen hatte der Wind abgesaut, nur die See grölte noch. Wir arbeiteten uns aber gut voran. Bis Gehmannsfund. Da blies es wieder aus vollen Bäden, und der Kapitän entschloß sich, hier unterzuschlüpfen. Hinein ins Blaupfeil! Von einem Haken keine Rede. In der stillen Wintelfüße war gerade Platz für das Trajekt, das die Verbindung mit dem Festland unterhielt, und für unser Argonautenschiff. Der Himmel sah aus wie Klohbrühe. Einige Tage mußten wir wohl rasten. Berstreunung, Herrschaften, Berstreunung! Stockholm war, ach, so weit . . . Also mit der Bimmelbahn nach Burg. Die Maler malten. Der dicke K. spürte auf dem Kirchhof nach einem Namen für die Helden seines Romans und fand ihn. Glückbegeistert declamierte er: Christlichen Miesepant, Christlichen Miesepant . . . Infolgedessen waren wir anderen gezwungen, einen Kognak mehr zu trinken.

Endlich hies es: Unter auf! Der Wind säuselte, das Meer schien einzuschlafen. Kapitän L. und ich setzten uns in die Führung der Wachen. Alles ging glatt. Aber schon hinter Bornholm zeigte Petrus von neuem das unlebenswürdigste Gesicht. Regenböen segten das Deck. Das Schiff sprang, eine gekielte Wasserratte, platschend, schaumpritschend über die grauröhrende Ostsee, denn wir hatten Segel gesetzt. An Unterschlüpfen war nun nicht mehr zu denken. Strammen Kurs voraus — was auch kommen möchte.

Der Kapitän hatte keine Hoffnung auf Besserung des Wetters. Er sollte recht behalten. Der eelhafte Regen ließ zwar nach, dafür aber wurde es grimmig kalt, und eines Morgens schaute der schönste Fuster in unser gereiftes Großsegel hinein. Zuhu! Seefahrt! Das Schiffchen lag brav, nahm kaum Wasser über, schob vorwärts. Dem alten Peter L. machte das Vergnügen, mir auch. Aber die anderen, die anderen! Auf dem schrägen Deck balanzierten sie, von Halt zu Halt sich krampend, und die Lippen bebten, als hieße ihnen der Magen dauernd in der Kehle. Ganz schlimm erging es der tapferen Frau St. Die Seefrankheit krampte die Knieke geraus um. In den unteren Räumen Linderung zu finden, war ihr unmöglich. So wiederten wir sie denn auf ihren Wunsch in ein altes Segel, banden die lebende Mumie an der Reeling fest, und da hat sie in frischer

Auft drei Tage gelegen. Nach drei Tagen war Petrus wieder vernünftig geworden.

In der Erinnerung sieht sich das alles sehr lustig an. Aber beinahe hat mich diese kleine Sturmfaßt das Leben geflossen. Der Wind war nicht stetig. Er „sorang“. In der zweiten Nacht, während meiner Wache, mußten wir über Stag gehen. K., der Dicke, stand am Ruder; steuern hatten sie mittlerweile alle gelernt. Als Hilfsmann, um den Großbaum herüberzuholen, war nur St. zur Verfügung. Die drei Leute der anderen Wache schließen, einer kam für lehmännische Arbeit überhaupt nicht in Betracht, weil er schwerhörig war, und der Maschinist hatte tausend mit dem Putzen seines Motors genug zu tun, so daß auch er als Decksgäst ausfiel. Man mußte sich also mit wenigen Händen behelfen. St. war nicht bange und paddte gern zu. Aber die Nacht! Stockduster, nur fühlen, nicht sehen. Und die versteckten Kommandos! Du lieber Gott, ich glaubte, daß er mich verstehen würde; erklärte hatte ich's ihm lang und breit. „Hier weg die Baumalje!“ rufe ich. St. anstatt langsam die Tafte zu paddern, wirft den ganzen Kram los . . . sausend schlägt der schwere Baum nach Steuerbord, reißt mich mit . . . ich paddle über dem Wasser, ein zappelnder Frosch, werde beim Neigen des Schiffes zurückgerissen, wieder hinausgeschleudert . . . bis endlich, im günstigen Moment, die Fische Grund fassen können. Nette Spazierfahrt! Ich habe geschimpft, daß die Masten wackelten, denn mein Verlangen, hier ein fülliges Grab zu finden, war nicht übermäßig groß.

Am 4. Oktober, morgens 10 Uhr, kam Landsort in Sicht. Die Schären öffneten weit ihr herbstliches Paradies. Wundervolle Szenerie: graue Felsen, dunkle Kiefern und glühendes Laub. Als wir am Abend vor der Insel Galö ankerten, hing ein Himmel in Rosa und Kobaltblau über uns.

Dalarö. Terrassenförmig in schweigend ernstes Grün gekuschelte bunte Holzhäuserchen. Der Lotse stieg an Bord. Durch engste Kanäle ging die Fahrt weiter. Oft blieben gelbe und purpurne Zweige in unserer Antenne hängen: so tief neigten sich, von beiden Seiten, die Bäume über das Schiff. In Nobrovisen, jenem Teil des Stockholmer Hafens, der vom Dramatischen Theater und vom Strandhotel flankiert wird, machten wir fest. Und dann kamen die Zollbeamten mit ihren Hellsershellsen. Die trugen lange Stangen und hatten Blendlaternen bei sich, weil sie nämlich unseres armeligen Kahn auf geschmugelten Spirit untersuchen wollten. Es war Herbst 1922: jeder deutsche Motorsegler galt von vornherein als verdächtig. Meine Güte, haben die Leute gesucht! Unterm Fußboden, im Küchenherd, zwischen den Betten . . . überall. Gefunden haben sie nichts. Die paar Flaschen Likör, mit denen wir Besuch zu traktieren gedachten, waren gewissenhaft deflariert. Dem Hinweis aber, daß dies eine schwimmende Künstlerkolonie sei, begegnete man zunächst noch mit Misstrauen. Immer wieder tauchte plötzlich so ein Uniformierter auf, hoffte, uns zu überraschen. Derweilen sahen wir bei Kohl und Brot, lasen uns das Kochbuch vor und hatten nur den einen Wunsch: daß wir doch zu Recht verdächtigt würden!

Auch in Stockholm einfach himmlische Reklame. Die Zeitungen holten sich Interviews, die Kinotheater liehen uns filmen. Ich besuchte Sven Hedin, der sich interessierte, schloß Bekanntschaft mit Frau Bosse, der dritten Frau Strindbergs, und machte Tor Hedberg, dem gegenwärtig bedeutendsten Dramatiker Schwedens, meine Aufwartung. Albert Engström, der bekannte Maler und Dichter, ging bei uns ein und aus. Alles schön, alles gut. Nur das Geschäft blühte nicht, wie es sollte. St. zeichnete zwar Reklamebilder für eine Seifenpulverfabrik, aber das brachte nicht viel, und Gemälde wurden gar nicht verkauft. Wir hockten und warteten, wurden miezevertreter von Tag zu Tag. Um der Kälte zu wehren, hatten wir einen Petroleumofen angeschafft, mit dem drei Räume geheizt werden mußten. Sehr viel wärmer wurde es nicht im Schiff, aber dafür stank der Ofen ganz fäulös. Der Kapitän, nun zum Richtstun verurteilt, schwatzte einen Band Karl May nach dem anderen. Im dicken Mantel, mit hochgeschlagenem Kragen, folgte er den Spuren Old Shatterhands, brummte dazwischen und beschwerte sich nachher bei Tisch über den unglaublichen Schwindel aller Schriftstellerei. Der Oktober verging. Die Eisgäste wuchsen . . .

Es bedarf wohl keiner langen Erklärung, daß mir gewisse Gedanken den Kopf schwer machen. Weltreise? Südsee? Mein Glaube war auf den Nullpunkt gesunken. Überdies gab es Säfalle persönlicher Art, die zum Handeln zwangen. Ich eröffnete der Gesellschaft, mich von ihr trennen zu wollen, besorgte eine Karte und fuhr mit dem nächsten Abendschnellzug gen Deutschland. Damit endete für mich die Abenteuerfahrt. Was aus dem Schiff geworden ist? Ich weiß nicht. Man schrieb mir, daß es in Nobrovisen eingefroren sei. Mein Interesse war alleinfalls eingestorben.

Also Pleite? Doch nicht. Auf der Überfahrt von Trelleborg nach Säfni habe ich meine Frau kennen gelernt. Das ist der Sinn der Reise.

# Haus, Hof und Garten

## Der Anbau von Gemüsepflanzen im Herbst.

In manchen Gegenden, wie im Rheinland und in der Mainebene werden noch im August bis Anfang September Aussaaten von frischem Weiß-, Röhlkraut und Wirsing gemacht, um Setzlinge für das nächste Frühjahr zu gewinnen. Zu diesem Zwecke sind besonders widerstandsfähige frühe Sorten gesucht worden, wie Dithmarsches Riesen-Weißkraut, Ochsenherz und Advents-Wirsing. Die Samen werden auf ein im Frühjahr gewöhnliches, möglichst schattig gelegenes Beet, das eben frei geworden ist, ausgesät und sind gut anzubringen. Sie keimen ziemlich rasch, müssen jedoch bei großer Trockenheit öfters überbraust werden. Bis zum Eintritt kalten Wetters sind die Sämlinge derart erstaunt, daß sie noch im Oktober ausgepflanzt werden können. Sobald die Erde etwas gefroren ist, bedeckt man die Beete mit einer leichten Decke von Tannenzweigen und überläßt sie ihrem feineren Schicksal. Im Frühjahr werden diese Winterpflanzen, die bei weitem kräftiger und abgehärtet sind, als die erst im April angebauten Setzlinge sein können, verpflanzt. Sie bewurzeln sich dann rasch an ihrem neuen Standort und zeigen bald ein freudiges Wachstum. Diese Anzuchtsweise liefert ein um 3-4 Wochen früher brauchbares Gemüse als die Aussaaten im Frühjahr. Nur die Kohlrabis eignen sich nicht zu dieser Kultur, sie schließen nur zu leicht, ehe es zur Stengelverdickung kommt. Aus demselben Grund muß bei den Winterpflanzen jede Verweichung und jede Wachstumshemmung ängstlich vermieden werden.

## Am Bienenstand im September.

Vor Beginn der Winterfütterung werden die Böller noch einmal genau auf ihre Stärke, den Futtervorrat, den Wabenbau, sowie die Wohnung untersucht. Hat die Königin bei der vorangegangenen Reisefütterung nicht gut bestellt, so wird sie durch eine neue ersetzt, oder das Volk wird mangels einer solchen mit einem anderen Volk vereinigt. Andernfalls wird man mit diesem Volk im kommenden Frühjahr keinen Erfolg erzielen. Versäumung durch abgetrommelte Heidevölker ist nicht zu empfehlen, da deren Bienen durch Beiäubung, lange Reise und vorhergegangene harte Arbeit meist so geschwächte sind, daß sie das nächste Jahr nicht erleben. Die Winterfutterlösung darf nicht zu dünn sein. Sie besteht am besten aus drei Teilen Zucker und zwei Teilen Wasser. Sie wird gekocht, damit der Zucker leicht kristallisiert. Nach der Fütterung wird der Bau nicht mehr auseinandergekommen, weil die Bienen später die dabei entstehenden Rägen usw. nicht mehr verkleben können. Mottefreie Waben werden in Zeitungspapier eingeschlagen und aufeinander geschichtet. Gegen Motte hilft immer noch am besten der Schweißebahn, außerdem Aufhängen an einem zugigen Ort. Am Bienenhaus können Ausbesserungen vorgenommen werden. Der Imker kann nur ruhig hämmern, ohne den Bienen dadurch zu schaden. Gegen Mäuse sind Fallen zu stellen, denn sie dringen von den abgeernteten Feldern gern in die Bienenhäuser ein.

## Das Entblättern der Tomaten.

Seither herrscht noch viel zu wenig Klarheit über die Aufgabe der Blätter. Sie ernähren die Pflanze, d. h. sie bauen ihre Triebe samt neuen Blättern, Blüten und Früchten auf. Sie sind daher neben den Wurzeln die wertvollsten Organe der Pflanze. Darum ist es töricht, die Blätter bei Sellerie, Dickebürste u. a. zu entfernen, in der Meinung, daß durch stärkere Knollen, bezw. Rüben zu erhalten, während das Gegenteil der Fall ist. Auch bei den Tomaten wird im Spätsommer in ähnlicher Weise gesündigt, indem man ihnen alle Blätter nimmt, um dadurch eine raschere Reife ihrer Früchte herbeizuführen. Aber nur eine Rottreife wird auf diese Weise erzwungen; denn die Blätter führen auch unter dem Einfluß der Sonne die Reife der Früchte herbei und verleihen ihnen Würze und Wohlgeschmack. Darum ist es vollständig verfehlt, die Pflanze aller ihrer Blätter zu berauben. Es ist nur angebracht, die Blätter, die die Früchte beschatten, also die Sonnenstrahlen von ihnen abhalten, zu bejettigen. Auch auf diese Weise erreicht man noch in einem sonnigen Spätsommer bald reife Früchte. Beschleunigt wird übrigens auch noch die Reife, wenn im Spätsommer der

Boden um die Pflanzen öfters gelockert, und er auf diese Weise für Luft und Wärme aufnahmefähig gemacht wird. Bei ungünstiger Witterung entferne man die ausgebildeten Früchte und lege sie an einen mäßig warmen Ort (Küche), wo sie bald reifen. Die kleineren grünen Früchte kann man wie Eissäurarten einmachen.

## Auch die Sauerkrüche will gepflegt sein.

Mit recht kann man die Sauerkrüche als Stießkind unter den Obstsorten bezeichnen. Wird sie doch trotz ihrer mannigfachen Vorzüge nur verhältnismäßig wenig angebaut. Selbst die Obstzüchter vernachlässigen sie in der Meinung, daß sie bei ihrer Anspruchslosigkeit keiner besonderen Pflege bedürfe, da sie auch ohne diese dank ihrer Fruchtbarkeit regelmäßige Erträge bringt. Aber bald zeigen sich die Folgen dieser Vernachlässigung: die Früchte werden von Jahr zu Jahr kleiner und der Ertrag selbst geringer.

Die Ursache dieser Erscheinung ist zunächst in der Verwilderung der Krone (Leinerlei, ob Buschform oder Hochstamm), zu suchen. Die Kronen der Sauerkrüchbäume strotzen oft von einem dichten Gewirr von Ästen und Zweigen, so daß kein Sonnenstrahl hindurch zu dringen vermag und die jungen Triebe nur mühsam den Weg ans Licht finden können. Unter diesen Umständen vermögen sich an diesen Zweigen, sowie im Innern der Krone keine Fruchtknospen recht zu entwickeln, keine Blüte noch Frucht zu geben. Die Krone muß daher so leicht sein, daß Sonne und Luft überall durchdringen können. Darum lichte man die Krone entsprechend aus, entferne zunächst alle dünnen Äste und zuletzt die zu dicht stehenden. Diese Arbeit geschieht am besten im Frühjahr, wenn die Knospen schwollen, da man um diese Zeit das dürre Holz leichter vom grünen unterscheiden kann. Bald wird ein freudiges Wachsen des Baumes einsetzen, die Früchte größer und die Erträge höher werden. Ein Zurückschneiden der jungen vorjährigen Triebe darf jedoch nur an jungen Bäumen vorgenommen werden und auch dann nur, wenn es gilt, das Astgerüst zu kräftigen. Bei älteren Bäumen unterbleibt ein solcher Rückschnitt besser.

Erwartet man von der Sauerkrüche regelmäßige Erträge vollkommener Früchte, dann muß man ihr auch die entsprechenden Nährstoffe im Boden zur Verfügung stellen, also sachgemäß düngen.

## Obstbäume in Rasenflächen.

Rasen unter den Obstbäumen übt einen schädlichen Einfluß auf dieselben aus. Er besteht darin, daß das Gras in erster Linie dem Boden die Feuchtigkeit, aber auch eine große Menge Nährstoffe entzieht. Beide sind jedoch für den Baum lebenswichtige Faktoren. Da das Gras oft dicht den Boden abschließt, vermag auch verhältnismäßig wenig Luft in die Erde einzudringen. Dadurch wird wiederum die Tätigkeit der Bodenbakterien, die dazu Sauerstoff benötigen, zum Schaden des Baumes stark herabgemindert. Nahrungsmanig ist die weitere Folge. Dazu kommt noch, daß die dichte Rasendede sehr viel Wasser verdunstet, das sie dem Boden entzieht. Unter der stark verfestigten Dede, die fast un durchlässig für das Wasser ist, leidet der Boden durch die Trockenheit, besonders in heißen, trockenen Sommern, wo die Winterfeuchtigkeit längst verbraucht ist. Die Bäume kommen dann in die Geiß, leicht zu vertrocknen. Je geringer die wasserhaltende Kraft des Bodens ist, desto weniger tief können die Wurzeln in den Boden dringen und desto weniger Nahrung dem Baum vermitteln. Um nun die Bäume, die auf Rasenflächen stehen, vor den geschilderten Nachteilen zu bewahren, ist es unbedingt nötig, die ganze Baumscheibe, d. i. die Fläche senkrecht unter der Krone, von der Grasnarbe gänzlich zu befreien und ab und zu zu lockern. Richtig ist dabei, die Kanten rings um die Baumscheibe mit dem Spaten scharf abzustechen, damit das Gras nicht so leicht wieder die befreite Fläche überwuchern kann. Tiefwurzelnde Pflanzen, wie Luzerne usw., schaden den Obstbäumen noch mehr als die Gräser.

## Praktische Ratschläge.

Die Kohlstrünke sind alsbald nach der Ernte aus dem Boden zu nehmen und durch Feuer zu vernichten, wenn man sie sonst nicht verwerten will. Keineswegs dürfen sie auf die Komposthaufen gebracht oder untergegraben werden.